

für die Behandlung des Kirchenrechts zur Diskussion stellt: wie wird Kirchenrecht begründet, wo grenzt es sich ab zum Dogma, zur Moral und Pastoral, zum innerkirchlichen Leben. Wie jede programmatische Darlegung ist ihr Rahmen sehr weit gespannt, ja fast allumfassend; sie kann und will daher die Fragen eher nur andeuten als durchführen.

Der Verfasser nimmt als Ausgangspunkt der Problemstellung das Gedankengut von Rudolf Sohm, der allen Darlegungen und Schlußfolgerungen, trotz aller Korrekturen von seiten des Verfassers, doch im letzten stets gegenwärtig bleibt. Und darin sehen wir das Fragwürdige der Schrift. Sie ist wertvoll, weil sie gegenüber der bloß formalen Auslegungstechnik, die seit 1918 das kanonistische Schrifttum notgedrungen — aber eben doch auch leider — beherrscht, zur Aufdeckung der inneren Problematik des Kirchenrechts anregt, so wie ja auch Sohm der große Anreger war. Aber die zwei Grundvoraussetzungen Sohms, der lutherische Gemeindegedanke als Wesenselement der Kirche sowie der pneumatisch-charismatische Sakramentsbegriff als Wesenselement des unctionistischen Kirchenrechts, sind doch mehr kühne Geschichtskonstruktionen als reale Größen. Wir bedauern es, daß sie in den Schlußfolgerungen der Schrift, S. 27 f., in allzu großer Form Pate stehen. Es ist den Tatsachen nicht entsprechend, daß, wie Sohm meint, die kirchenrechtliche Entwicklung ein fortschreitendes Absinken vom eigentlich christlichen Ideal ist; bezeichnenderweise kommt der Nichtkatholik U. Stutz zu genau entgegengesetzten Ergebnissen. Noch weniger entspricht es den Tatsachen, daß die Entwicklung zu immer größerer Verrechtlichung dem bewußten Machtstreben der kirchlichen Leitung zuzuschreiben ist; der Umfang des bewußten Machtwillens und des auf weite Sicht arbeitenden Planes ist in der jeweils konkreten geschichtlichen Situation bei weitem nicht so groß, wie es der rückschauenden und systematisierenden Geschichtsforschung erscheinen mag (vgl. dagegen S. 9 ff.). Bei tieferer Sicht wird der Forscher des Kirchenrechts, wie der anderer kirchlicher Lebensformen, immer feststellen müssen, daß im Grunde die einzige bewußt planende Macht in der kirchlichen Entwicklung derjenige ist, der allein die Kirche leitet und ihr immerdar beisteht. Diese Feststellung mag für die menschlichen Faktoren der Kirche beschämend sein, aber sie ist heilsam. Der Leser von Kleins Schrift, die wirklich in die Tiefen geht, wünscht sich vom Verfasser eine eingehende

zur Darstellung dieser Fragen, die heute notwendiger wäre als viele Kommentare zu den Canones.

Ivo A. Zeiger S.J.

Dichtung

RUF DER JUGEND. Eine Schriftenreihe aus der jungen Dichtung der Zeit. Stahlberg-Verlag, Karlsruhe 1946. 7 Bändchen.

1. Die Insel. Sonette von Paulheinz Quack.
2. Durch das geöffnete Tor. Von Traute Quade.
3. Der sinnende Bettler. Von Nino Erné.
4. Der junge Kreis. Von Klaus Prager.
5. Und bedenke auch dieses. Von Hans Graef.
6. Wenn die Toaka ruft. Erzählung von Gustl Müller.
7. Zu dieser Stund. Von Siegfried Heldwein.

Über den Zweck dieser Schriftenreihe entnehmen wir dem Vorwort, das allen Bändchen gleichmäßig mitgegeben ist: „Indem der Verlag den schöpferischen Talenten der jungen Generation hiermit den Weg in die Öffentlichkeit bahnt, will er allen denen, die Anteil nehmen am Wachsen der formenden Kräfte unserer Gegenwart, eine Bühne schaffen, auf der in wechselnden Bildern das Werdende nach Gestaltung sucht.“

Der Form nach der gerundetste Band ist zweifellos der von Paulheinz Quack. Die sehr flüssigen Gedichte sind in eine Abfolge gereiht, die einem zusammenhaltenden Gedanken untersteht. Der Dichter schildert sich als Odysseus, der nach den wilden Kampfesjahren von Troja auf der Insel Ogygia gelandet ist und dort in der Liebe mit Kalypso wieder zu fühlendem Menschen-tum erwacht. Aber dann fällt auch dieser Rausch von ihm ab. Er spürt, daß er nicht bleiben kann, daß das Ziel der Reise, Ithaka, ihn ruft. Er besingt den Abschied schön und mit Inbrunst, aber er kommt über den Abschied im Grunde nicht hinweg. Resignation haben wir genug, auch in Sonetten ist sie uns nicht neu. Wir hätten von einem jungen Dichter, der Odysseus sein will, lieber mehr über Ithaka vernommen als über das Zwischenpiel von Ogygia.

Das Bändchen von Nino Erné und das von ihm herausgegebene seines Freundes Klaus Prager enthalten die Selbstdarstellung zweier junger Menschen, die Teilnahme erweckt. Nicht daß diese Schmerzen stellvertretend genug gelitten wären, nicht daß diese Lieder so geprägt wären, daß sie gemeingültig werden könnten. Sondern diese

Tagebuchverse rühren uns an, weil die Menschen, die sich darin aussprechen, uns gefallen. Die Ehrlichkeit, mit der sie sich der Welt, auch da wo sie ihnen hart entgegentritt, stellen, fordert unsere Achtung heraus, wenn wir auch das Elegische dieser Tapferkeit manchmal mehr einer reizbaren Empfindlichkeit als der Erfahrung wirklicher Tragik zuschreiben müssen. Etwas Fertiges, Gültiges haben sie uns nicht vorgelegt. Klaus Prager starb mit 21 Jahren. Er hat uns keine vollkommenen Gedichte vermach't, aber er hat uns das vollkommene Andenken seines Ringens hinterlassen, das seine Freunde mit Ehrfurcht hüten werden.

Nino Erné ist nicht ganz so melancholisch-weltschmerzlich wie sein Freund. Zwar scheut auch er sich nicht, den Vers zu bekennen:

„ach, schüchterne Mimose,
ich liebe dich sehr“ (16),
aber er hat diese Stimmung überwunden.
Daß die Kriegsgedichte voller Klage sind,
ist verständlich. Aber er hält den Prüfungen stand und zeigt doch immer, daß er die Fassung bewahrt. Damit sind allerdings die Dinge selbst noch nicht bewältigt.

Viel mehr dem Gegenstand zugewandt ist Traute Quade. „Durch das geöffnete Tor“ will sie eher das Draußen hereinrufen als das Innen hinaussenden. Sie ist Malerin, und ihre Gedichte sind den Zeichnungen, die sie beifügt, verwandt. Sie sucht den augenfälligen Eindruck zu bannen, eine Stimmung auf ihren Grundton zu bringen. Wenn sie das Bild in Umrissen erfaßt hat, so daß es nicht mehr zerfließen kann, ist sie zufrieden. Die Verwandlungen, die das Bild durchmacht, indem es tiefer eindringt, verfolgt sie nicht. Bisweilen fängt sie damit an, läßt es dann aber bald. Es ist, als fürchte sie sich zu verraten:

„weil doch von uns niemand spricht,
weil wir uns schämen, zu weinen“ (40).

Dem Band von Hans Graef müssen wir leider ein Lob versagen. Es müssen nicht alle Gedichte eines solchen Heftes besonders gut sein — das ist auch bei den andern nicht immer der Fall. Aber es sollten keine ausgesprochen schlechten darin stehen.

Etwas ganz Neues spüren wir in dem letzten Bändchen, dem von Siegfried Heldwein. Die andern kreisen im Unbekannten, sie treiben tastende, wenn auch mutige Versuche in den unerhellten Raum vor, aber sie

müssen, wenn sie nicht im Leeren enden wollen, zu sich selbst zurückkehren. Hier aber hat eine Hand ihren Gegenstand gefaßt, die Bewegung verschwebt nicht, sie trifft auf. Auch in diesen Versen ist noch viel Klage — wie sollte uns auch die Klage verwehrt sein! Aber sie ist von der Tröstung begrenzt. Das macht die Klage nicht weich, das erspart ihr keine Träne. Das gibt ihr, gerade weil aus dem Abstand des empfangenen Trostes gesprochen, die Härte der unerbittlichen Feststellung. Die Verse Heldweins sind wie Tat-sachenberichte klar, unverschwommen, phrasenlos. Ihre Unbestechlichkeit duldet keinen Unbeteiligten. Sie gewinnt sich Gefolgschaft, ohne dazu aufzufordern. Und immer ist das Gewollte abgesteckt. Es ist in niemands Belieben gestellt, über das Ende des Gedichtes hinauszuträumen oder an seinem Ziel vorbeizuempfinden. Die Knappheit der Verse gelingt nicht immer, ohne sie auch ein wenig karg zu machen. Aber nie leiden diese Verse Mangel an innerem Besitz und unvermittelter Anschauung. Dieser Dichter hat etwas zu sagen, und er sagt nicht mehr, als er weiß.

Auch das Prosastück der Sammlung, die Erzählung Gustl Müllers „Wenn die Toaka ruft“, ist bemerkenswert. Aus den zunächst nur nebeneinander ausgebreiteten Szenen rumänischen Dorflebens sammelt sich allmählich eine Handlung, sie wird langsam dichter und am Ende zur Wucht einer wirklichen Tragödie gesteigert. Der Ausgang ist nicht finster, sondern friedlich. Die österr. Macht der Verzeihung wird Sieger über die unerlöste Drangsal des Blutes. Das ist nicht doch noch ein happy end, sondern dieser Versuch, eine christliche Tragödie zu schreiben, ist ernst zu nehmen. Der Lauf der Dinge wird nicht vorzeitig abgebogen, damit er noch einen befreien Ausweg findet, sondern der Konflikt vollzieht seine Tragik bis zum Ende, und erst nachdem alles verloren war, wird alles gewonnen.

Der Stil der Erzählung ist sachlich-modern. Der Dichter will den Dingen weder durch Pathos noch durch Beredsamkeit einen Nachdruck geben, den sie nicht von selber haben. Aber daß dies glückt, ist nicht allein Sache des Vorsatzes; es erfordert mehr Kunst, als der Verfasser schon besitzt.

Dieser „Ruf der Jugend“ enthält Töne, die Widerhall finden werden.

W. Barzel S.J.